

# Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Als August Knorred von seinem Spaziergang heimkam, saß seine Frau auf dem Sofa und schlief. Er schalt mit ihr, daß sie nicht zu Bett gegangen war, und verlangte Frühstück. Dann setzte er sich wieder in den Lehntuhl und wartete. Sie ahnte, wo er gewesen war, und hoffte wieder.

Als man den Weizen zu schneiden begann, brachte der alte Abraham von Sulitsch den reparierten Dreschflaster. Sofort begann er wieder an dem ersten Getreideschober zu fressen. Drei Tage später hatte er sich schon wieder mitten in den zweiten hineingewälzt. Der dritte bei dem Kleefelde war kleiner und konnte in einem Tage bewältigt werden. Das Dreschgut war von einer vorzüglichen Beschaffenheit. Der alte Abraham rief sich für den Baron immer wieder die Hände, so freute er sich. Trotzdem bemühte er jede Gelegenheit, für August Knorred einzutreten.

„Sie sehen doch,“ rief Fritz von Winkelberg unwirsch, „daß es ohne Inzelpeltor ganz gut geht.“

„Freilich, Herr Baron!“ gab der alte Abraham zu. „Aber wenn der Herr Knorred da wär, würd's halt noch viel besser gehen.“

Immer weiter rückte die Maschine vom Dorfe ab. Nachdem sie drei Tage lang unter der Windmühle gefaucht und getobt hatte, wurde sie zum vierten Schober neben Fürchtegott Fritschers Gerstenfeld gezogen. Der hatte noch immer keine Zeit zum Mähen gefunden, weil er im Kreisfeld saß. Die Halme waren überreif und von der Hitze wie Zunder gedörrt. Heißer brannte die Sonne auf das müde Land. Der Erdboden war hart wie Knochen. Die schwere Lokomobile ließ kaum eine Spur zurück, wenn sie über das Feld fuhr. Rauchend warf sie den breiten Treibriemen herum. Wie eine lange flatternde Floszfahne rief der schraubende Südwind, der die Gräben austrocknete und das Unkraut ledigen ließ, den schwarzen Rauch vom schlanken Schornstein. Wenn der Mann im Feuer herumrührte, flog zuweilen ein leuchtender Funke aus dem Fänger. Doch er wurde nicht gefährlich, denn man hatte die Maschine so aufgestellt, daß der Wind die Funken vom Schober abtrieb. Aber an Fürchtegott Fritschers Gerste hatte man nicht gedacht. Und so geschah es denn eines Mittags, als die Leute gerade mit dem Essen fertig waren und die Maschine wieder ihr Geheul anstimmte, daß ein besonders großer Funke in die trockene Gerste fiel, Feuer fing und ausloderte. Der Wind segte die heiße Flamme über das lange Feld, daß es binnen weniger Minuten von Anfang bis Ende brannte und fast ebenso schnell wieder verlöschte. Ehe man den Gedanken zu einer Rettung fassen konnte, war dieser unerwartete Brand, der wie eine Er-

losion wirkte, schon vorüber. Die Rauchentwicklung war äußerst gering gewesen. Nur ein kleines Wölkchen rief der Wind über den Wald hinweg. Fürchtegott Fritschers Gerstenfeld aber sah lohlschwarz aus. Der empfing die Nachricht von dem Unglück bei Franz Wiegelt.

„Der Baron muß zahlen!“ lachte er und gab eine Runde aus. „Der Baron muß mir dreitausend Taler zahlen.“

„Wird sich hüten!“ meinte Franz Wiegelt, der sich in der Erntezeit am liebsten in zwei Stücke zerrissen hätte, um auf dem Felde und im Kreisfeld gleichzeitig zu sein. Er suchte noch immer nach einem Pächter und hatte den Fins schon um ein Viertel zurückgeschraubt. Aber es wollte noch immer keiner anbeißen.

„Muß er!“ schrie Fürchtegott Fritscher und tranf sich Mut. „Er muß zahlen, was ich verlange!“

Zwei Stunden später wandte er durch das Gutstor. Fritz von Winkelberg, der eben von der Unfallstelle heimgekehrt war, ging ihm entgegen.

„Guten Tag, Herr Fritscher!“ sprach er leutselig und bot ihm die Hand. „Es tut mir leid —!“

„Dreitausend Taler!“ stotterte Fürchtegott Fritscher wütend.

„Bescheiden sind Sie grade nicht!“ lachte der Baron gutgelaunt, denn der angerichtete Schaden wurde von einer Versicherungsgesellschaft getragen. Der alte Abraham hatte auch daran gedacht.

„Dreitausend Taler will ich haben!“ schrie der Bauer.

„Na, Fritscher!“ begütigte ihn Fritz von Winkelberg. „Das ist doch nicht Ihr Ernst! Der Schaden wird abgeschätzt und Sie sollen nicht zu kurz kommen. Das Geld wird Ihnen von der Versicherungsgesellschaft ausbezahlt.“

„Das geht mich gar nichts an!“ brüllte Fürchtegott Fritscher wild. „Sie haben mir meine Gerste angezündet, Sie müssen sie bezahlen. Auf der Stelle will ich das Geld haben. „Sonst verklage ich Sie!“

Fritz von Winkelberg versuchte, den Wütenden zu beruhigen, aber Fürchtegott Fritscher brüllte und tobte wie ein Irrenmüher. Daß er das Geld nicht auf der Stelle bekam, das verletzete ihn in rasende Wut. Er fluchte und schrie und schimpfte, drohte mit dem Gendarm und dem Staatsanwalt.

„Herr Fritscher!“ mahnte der Baron. „Gehen Sie nach Hause und schlafen Sie sich aus. Sie haben heut genug getrunken.“

Jetzt aber fuhr der Bauer zum Schornstein hinaus. „Sie sind mir der richtige Lausebaron!“ brüllte er, daß es über den ganzen Hof gellte. „Hat keinen Pfennig Geld in der Tasche und schmauzt groß. Und wir kleinen Leute, wir kriegen kein Recht. Wir müssen alle Sozialdemokraten werden, sonst wird es nicht besser. Und die großen Herren müssen alle aufgehängt werden!“

Fritz von Winkelberg ließ ihn stehen und ging ins Haus. Eine halbe Stunde lärmte der betrunkene Bauer auf dem

Hofe umher, bis Thomas Hauschild heimkam und Miene machte, den Hossund loszubinden. Da verzog sich Fürchtegott Fritscher ins Stretscham. Und hier tobte er weiter, bis ihn Franz Wiegelt an die Lust setzen mußte, denn er wollte wieder gegen die Fensterscheiben ansetzen. Zuletzt schwor er, den Baron totzuschlagen. Nach Hause kam Fürchtegott Fritscher in dieser Nacht nicht. Er schlief im Graben vor seinem Hofstort den Rausch aus.

Da fand ihn am nächsten Morgen der alte Abraham und schaffte ihn ins Bett. Den Baron traf er bei der Dreischmashine, die heute den vierten Schober völlig bezwingen sollte.

„Nu, Herr Baron!“ rief der alte Abraham. „Der Fritscher ist fertig. In Sulitsch hängt er schon beim Amtsgericht aus. Bezahlen soll er und hat keinen Pfennig. Die Gelegenheit kommt nicht wieder. Soll ich's machen für Sie? Soll ich mit ihm reden, daß er geht im guten. Der Herr Anorred ist auch dafür.“

Frei von Winkelsberg zeigte nicht große Lust.

„Soll ich?“ drängte der alte Abraham. „Die Ernte ist gut. Wir kommen diesmal auf dreißig Prozent. Sie werden aus Fritschers Acker auch dreißig Prozent herausholen.“

„Versuchen Sie Ihr Glück!“ meinte der Baron endlich.

„Ich möchte aber nicht, daß der Mann auf irgend eine Art und Weise gezwungen wird.“

„Wo werd ich denn!“ verwahrte sich der alte Abraham und lief ins Dorf zurück.

Fürchtegott Fritscher war gerade bei der Krankenpflege, als der alte Abraham wieder zu ihm hereintrat. Die alte Mutter, abgezehrt und lustend, saß im Bett und schlürfte ein bißchen Milch, die die mitteilidige Nachbarsfrau gebracht hatte. Eine Kuh hatte Fürchtegott Fritscher längst nicht mehr im Stalle. Der alte Abraham nahm ihn beiseite und sprach freundlich auf ihn ein, er sah nicht, welche Wut heimlich in dem unglücklichen Bauern kochte auf alle, denen es besser ging.

„Nu, Herr Fritscher!“ fragte der alte Abraham. „Wie steh'n wir nun? Wollen Sie endlich verkaufen. Halten können Sie sich doch nicht mehr. Sie sollen zahlen und haben nichts. Und die Brandkasse wird auch nicht viel für die Gerste geben. Sie wissen doch selbst, wie dünn sie gestanden hat. Hoffen Sie nichts davon. Und der Gottlieb, mit dem Sie sich eingelassen haben, der bringt Sie ins Loch. Ich kenn ihn. Sie kommen in Schande und Unehre, wenn Sie nicht verkaufen. Wir übernehmen alles, und Sie kriegen noch ein Stück bares Geld in die Hand. Für die Mutter wird schon gesorgt werden. Es hilft Ihnen nichts, wenn Sie auch noch so bodbeinig sind. Der Herr Baron kriegt das Gütchen doch. Er muß es kriegen, denn er kann nicht erlauben, daß sich ein anderer reinsetzt. Oder wenn es gar der Gottlieb in die Klauen kriegt, dann wird es zerstückelt in kleine Stückchen. Wollen Sie das vielleicht, Herr Fritscher?“

„Nein! Verfluchter Jud!“ brüllte Fürchtegott Fritscher, rot vor Wut, fuhr dem alten Abraham an die Kehle, drückte ihn gegen die Wand und würgte ihn. Die kranke Frau im Bett schrie auf. Der alte Abraham mußte seine Nägel gebrauchen, um frei zu kommen. Eilig verließ er den verfallenen Hof und suchte den Baron auf.

„Gibt er nach?“ fragte der neugierig.

„Ganz müde ist er noch nicht!“ meinte der alte Abraham kleinlaut und rieb sich die roten Stellen am bürren Galse.

### XXIII.

Am nächsten Morgen war Moritz Gassel schon vor Sonnenaufgang in seinem Garten, um zu gießen. Es war der letzte Ferientag. Die Baronskinder hatten nun ein neues Fräulein bekommen, bei dem sie gut aufgehoben waren. Der alte Abraham hatte lange gesucht, ehe er eins gefunden hatte, das vor Moritz Gassels strengen Augen Gnade fand. Denn die Oberaufsicht behielt er sich trotzdem vor. Kein Tag verging, wo er nicht auf dem Schloß zum Rechten gesehen hätte. Mit Hedwig stand er in regem Briefwechsel. Davon aber erzählte er dem Baron nichts. Er bekam ihn auch selten genug zu Gesicht. Stets war er auf den Feldern draußen und bei der Maschine, die sich heute an den fünften Schober herangemacht hatte. Moritz Gassel hob die Gießkanne und hing sie an das Pumpenrohr. Schweiß war die Lust. Kein Lüftchen regte sich. Schon seit drei Tagen drohte im Westen ein Gewitter, das aber nicht über den Wald kommen konnte.

Da endlich zuckte drüben ein schwacher Blitz. Moritz Gassel zögerte. Gab's heut ein Gewitter, konnte er sich das Gießen sparen. Dann aber setzte er doch mit kräftigem Schwung den Schwengel in Bewegung. Lieber zuviel Wasser als zu wenig! Und er arbeitete, daß ihm der Schweiß auf die Stirne trat. Eben hob sich glühendrot die Sonne. Moritz Gassel lief immer schneller zwischen der Pumpe und den Gartenbeeten hin und her. Dazwischen dachte er an Doktor Schrill und an die zweite Prüfung, die er nächstes Jahr wohl oder übel wiederholen mußte. Der Kreisinspektor hatte ihn bisher in Frieden gelassen. Und wenn er wirklich noch kommen sollte, dann war ja die Einladung vom Baron da. Nur mit Sebaldus Bohl hatte Moritz Gassel noch nicht abgerechnet. Das hob er sich für eine günstige Gelegenheit auf. Und er füllte die grüne Kanne und leerte sie auf seine Beete im schnellen Einerlei. Nächstes Jahr wollte er sich eine Handspriehe kaufen. Denn bis an das Ende des vergrößerten Gartens waren hundertsechzig Schritt. Da hinten hatte er einstweilen allerhand Gemüse gepflanzt. Am liebsten hätte er auf diesen Platz ein großes Mashauss gesetzt, um auch im Winter seiner Lieblingsbeschäftigung obliegen zu können. Aber das kostete schweres Geld und mußte deshalb hinausgeschoben werden. Vor der festen Anstellung war schon gar nicht daran zu denken. Endlich stellte er die Gießkanne hin und griff zum Spaten, um zwei abgeerntete Radieschenbeete umzukochen. Höher stieg die Sonne und brannte ihm heiß auf den Rücken. Er wischte sich den Schweiß von Stirn und Schläfen, machte eine kleine Pause, trat an den Drahtzaun und schaute ins Gelände hinein. Ueberall regten sich fleißige Hände, um den gelben Segen der braunen Scholle zu bergen. Das Dorf lag da wie ausgestorben. Nur hin und wieder schwannte ein schwerbeladener Erntewagen herein, leere polierten im schlanken Trabe wieder auf die Felder hinaus. Eile tat not, denn das Gewitter drohte. Moritz Gassel stützte die Hände auf den Spatengriff und schaute. Jetzt summt unten beim Borwerk die Maschine los. Kerzengerade stieg der schwarze Rauch in die Höhe und verlor sich im Blau des Himmels, das einen stählernen, stumpfen Glanz hatte. Wie ein böses, gefährliches Untier schludte der rote Dreischlasten die vollen Garben in sich hinein. Vier große Strohhäufen, die fast in einer graden Linie vom Dorfe bis zum Borwerk lagen, hatte er schon hinter sich gelassen. Und auf allen, auch auf den sechs, die er weiter drüben noch zu bewältigen hatte, glänzte das goldne Versicherungsschild.

Da rollte von Westen her ein leiser Donner. Das Gewitter kam also doch herauf! Und Moritz Gassel schwang wieder seinen Spaten, hastiger als zuvor, damit er die beiden Beete noch vor dem Gewitter fertig bekäme. Denn dann hielten sie den Ammonial, den der Regen aus der Luft herunterbrachte, fester und konnten mehr davon schlucken.

Alle Leute hatten den leisen Donner gehört, nur Fürchtegott Fritscher nicht, der in seinem Hause auf dem Stuhle lochte und vor sich hinstierte. Die kranke Mutter, die ans Bett gefesselt war, stöhnte und konnte ihm nicht helfen.

„Geh zum Baron, Fürchtegott!“ jammerte sie. „Nimm das Geld, was er dir geben will. Es bleibt dir ja nichts anderes übrig!“

„Sei still!“ brüllte er sie an. „Ich verkauf nicht. Ich geh hier nicht fort. Das ist mein, und das bleibt mein. Und den verdammten Lanjebaron verfluge ich.“

(Fortsetzung folgt.)

### In Vertretung.

Eine Erholungs- und Sommergeschichte von Käthe Lubowski.

„Ja,“ sagte der unermüdete Pastor Weiß und schob seiner jenseitigen und ältesten Tochter Rut den soeben empfangenen Brief entgegen, „diesmal wüßte ich mir auch wirklich einen Rat. Wenn diese Altine, Müller erkrankt ist, kann sie natürlich nicht als Helferin und Zimmermädchen ins Seebad Rast zu Frau Rektor hinf. Das sehe ich ein. Nur — wie soll ich ihr in drei Tagen Ersatz schaffen? Du mußt reisen. Ja, ja, das geht nicht anders. Du bist gänzlich herunter — und wirst ja auch erwartet — kannst mir also niemand besorgen. Wo soll man jetzt überhaupt eine weibliche Kraft herbesorgen? Unmöglich, nicht wahr, Rut?“

Das junge Mädchen dachte angestrengt nach.

„Leidit wird es nicht sein, Papa. Aber ich will versuchen.“

„Spare die Mühe, es ist vergebens. Wir haben weit und breit keine, die feiernd zu Hause säße.“

„So werde ich mal zu dieser Ulrike Müller aufs Nachbardorf fahren und mich mit ihr aussprechen.“

„Ja, das wäre das Beste.“ Diese Aussprache mußte sehr gründlich gewesen sein, denn Rut Weiß kam erst am Spätabend zurück und zwar mit strahlenden Augen.

„Siehst, Lati, es ist alles im Lot. Die Hülse ist gefunden. Ich habe auch schon an Frau Rektor Fink alles geschrieben. Sage mal, wie ist eigentlich diese Frau Rektor? Nett und gut?“

„Es ist lange her, seitdem ich sie nicht mehr sah. Einst war sie beides. Und daß sie sich jetzt so mit vollster Hingabe, ohne Nutzen zu haben, der Pflege der genesenden Soldaten hingibt, spricht eigentlich dafür, daß sie unverändert geblieben ist.“

„Nun, dann wird es ja die neue Stütze gut bei ihr haben.“

„Das ist zu hoffen. Aber jetzt, mein Kind, denke auch mal geistlich an dich. Ich verstehe ja nichts von solchen Sachen. Aber brauchst du denn gar kein Geld für ein neues Kleid?“

„Nein, Vaterle, meine Kleider sind noch wunderschön.“

„Aber du wirst bei Frau Oberst Moll verwöhnte und reiche Mädchen finden.“

Sie nickte ihm zu und schlang beide Arme um seinen Hals.

„Ich werde dir schon keine Unehre machen, Vater.“

Das tat sie natürlich auch nicht, aber er ärgerte sich doch über sie in der nächsten Zukunft. Denn ihre Briefe waren überaus klüftig und kurz und berichteten nichts Neues. Er war jetzt überhaupt schlechter Laune, weil ihm seine Kette überall fehlte. Nun kam auch noch jene Bitte des jungen Korpsbruders, der als Unterarzt im Westen gekamert hatte und nach harten Anstrengungen eine kleine Herzschwäche unter Frau Rektor Finks mütterlicher Pflege wieder ablegen sollte.

Dieser Brief war ihm sehr unangenehm, denn er enthielt nichts Geringeres, als eine umfassende Herzensbeichte, in welcher Doktor Schmidts offenbarte, daß er sich in das Zimmermädchen, das über alle Begriffe lieblich und klug sei, verliebt habe und, da er nicht mehr von ihr lassen könne, um gütige Vermittlung bei seinen Eltern innig bitte.

Der alte Weiß und der ebenfalls nicht jüngere Vater Schmidts waren nämlich von jeher die treuesten Freunde gewesen. Lediglich der reiche Kinderreigen und der Umstand, daß sie nicht sonderlich mit Glücksgütern bedacht waren, hatten ihr Wiedersehen auf das Stiftungsfest des alten Korps befruchtet. Jetzt aber empfand der Pastor Weiß plötzlich die Pflicht, unverzüglich nach Reut zu reisen, um den jungen, unvernünftigen Arzt vor weiteren Torheiten zu bewahren.

Es wurde ihm wahrlich nicht leicht, an diesem heißen Julitage die kleine, kühle Viarre und seine fünf Töchter zu verlassen und eine Reise zu unternehmen. Aber es half doch nichts.

Zur Vorsicht nahm er gleich noch mehrere Telegramm-Formulare mit, die er an den alten Korpsbruder absenden wollte, wenn es nicht anders ginge. Doktor Karl Schmidts empfing ihn auf dem Bahnhof, dankte ihm mit bewegten Worten, sagte dann aber sogleich mit vollster Bestimmtheit:

„Bitte, versuchen Sie es nicht, mich etwa umzustimmen. Ich liebe eben zum erstenmal und wenn Sie sie sehen werden, müssen auch Sie ihr gut sein. Denn sie ist eben wahrhaftig ein Engel.“

Von diesen hatte der alte Pastor Weiß freilich eine ganz bestimmte Vorstellung. Er forschte aber jetzt nicht, ob die Angebetete allen Ansprüchen in dieser Beziehung gerecht würde, sondern fragte nur kurz und streng:

„Ja, junger Mann, wie haben Sie sich denn eigentlich die Sache gedacht? Wollen Sie ihr ganzes Leben einer Torheit so einfach opfern?“

„Es ist ja doch aber die einzige Klugheit meines Lebens, Herr Pastor.“

„Um — natürlich ist das Mädchen schlau und berechnend. Weiß sie, daß ich kommen werde?“

„Kein Wort habe ich ihr gesagt, Herr Pastor. Sie sollen ja gerade ihren Liebreiz und ihre taurische Herzensgüte empfinden, ohne daß sie verlegen ist.“

„Und wie wollen Sie dies bewerkstelligen?“

„Ich habe sie gebeten, daß sie uns beiden ganz allein einen Kaffeeisch unter einem alten Nussbaum zurecht macht. Meinem Gast und mir. Sie wird uns dabei bedienen. Nicht wahr, und bei der Gelegenheit werden Sie sie auch — bitte, bitte — in ein ernsthaftes Gespräch verwickeln. Sie ist klüger, wie alle andern Mädchen zusammengenommen.“

Der alte Pastor Weiß räusperte sich ein wenig und der Jüngere sah das Ungehörige dieser Bemerkung auch sofort ein, errötete und schwieg, bis der andere wieder begann.

„Daben Sie ihr bereits etwas von Ihren Gefühlen verraten, lieber Schmidt?“

„Nein, Herr Pastor. Ich wollte ihr die entzückende Harmlosigkeit nicht rauben.“

„Schön — sehr schön sogar! — Und nach dem Kaffeeisch dürfen Sie mir dann wohl, daß ich mal ein paar ernstliche Worte unter vier Augen mit ihr rede.“

„Wah, Herr Pastor! Nur darf ich Sie bitten, daß Sie nicht voringenommen sind. Es hülfte doch nichts. Ich habe Sie ja lediglich hergeholt, damit Sie meinen Eltern den Liebreiz und die Reinheit des geliebten Mädchens schildern und sie zur Einwilligung bewegen. Denn ich weiß, daß mein Vater auf Ihre

Ansicht sehr viel gibt. Damit wäre meinem Glück das größte Hindernis aus dem Wege geräumt.“

Den Rest des Weges legten sie schweigend zurück.

Der junge Arzt führte den Gast nicht erst ins Haus, sondern gleich unter den Nussbaum an den gedeckten Kaffeetisch. Unterwegs fiel ihm aber ein, daß er die guten Zigaretten im Zimmer vergessen habe, er eilte also mit einer Entschuldigung fort und ließ den Pastor allein.

Deluliat sah sich der um, dachte der eigenen Jugend und des Stadiums der ersten kypflosen Verliebtheit.

Er war sicher, daß ein paar ernstliche und doch lustig ironische Worte nach dem Kennenlernen genügen würden, um den jungen Verliebten seinen Mißgriff beschämt einsehen zu lassen.

Er sah voller Bewunderung umher. Schön war auch hier Gottes Welt.

Durch die tiefgrünen Zweige des alten Nussbaums blaute das stille Meer, vor ihm glänzte das Weiß des Tafelstuhles und dutteten die vorerblichenden roten Rosen. Ermüdet von der Bahnfahrt schloß er leicht die Augen, um sie aber bereits nach wenigen Sekunden zu öffnen, weil er leichte Tritte hörte.

Da kam wohl schon die kleine schlaue Dore angetrippelt.

„Nawohl, sie war es wirklich. In einem blütenweißen Kleide schritt sie einher, trug geschickt das schwere Tablett und wollete es gerade mit einem freundlichen Grus niedersehen, als es geschah, daß der alte Herr aufsprang und so unsanft an die Last stieß, daß sie klirrend zu Boden fiel.“

„Daß die zierliche, süße Delferint an ihrer Jugend und ihrer Schönheit ein starkes Zaubermittel besaß, das hatte der junge Arzt längst gewußt, daß es aber so prompt und schnell wirkte, setzte ihn doch in Erstaunen.“

Er wußte nicht, wohin er seine Blicke wenden sollte. Das hatte er ja doch gar nicht verlangt.

Der alte Pastor Schwarz hielt seine Angebetete nämlich in den Armen und küßte sie wahrhaftig gerade auf den schwellenden roten Mund.

Und sein Herz tat einen raienden Schlag und sein Gesicht verlor alle Farbe und seine Stimme war kaum verständlich, als er jetzt sagte:

„Was erlauben Sie sich, bitte, Herr Pastor.“

Die Antwort war noch unfassbarer, als die Einleitung zu dieser Unterhaltung. Was sagte Pastor Weiß ihm da?

„Na, erlauben Sie mal, ich werde doch wohl meiner Kette einen Willkommenschuß geben können.“

Rut Weiß war schon immer ein Schalk gewesen, aber daß sie an Stelle der erkrankten Ulrike Müller, unter Verzicht auf die eigene Sommererholung, herber gegangen war, das hatte ihr der eigene Vater denn doch nicht angetraut.

Die Geldächte war übrigens auch jetzt gar nicht so einfach für ihn. Jetzt erst recht nicht. Und weil sie sich alle drei feiney besseren Rat wußten, wurde eins der Depechenformulare an die alten Schmidts gesandt:

Es enthielt nichts weiter als die rätselhafte Bitte: „Kommt umgehend und helft Löcher.“

Als ob dies bei so einem heißen Brande überhaupt möglich wäre.

### Die Ziehharmonika.

Eine Kriegsepisode dabeim.

Von Friß Arens (Bremen).

Einer meiner Bekannten besaß eine Ziehharmonika. Ein altes Ding. Wenn ein anderer darauf spielen wollte, mußte er schon nach einigen Augenblicken pauisieren, um den Maselalg wieder mit frischer Luft aufzufüllen. Wer etwas von Musik verstand, der wies die Nähe meines harmonikabegeisterten Freundes. Jeder andere hätte diesen Klapperkasten längst fortgeworfen. Aber mein Bekannter hing daran mit einer rührenden Zuneigung.

Und das war gut so. Denn als wir eines Tages — es war ein prächtiger Sonntagnachmittag — an einem Lazarettgarten vorbeizogen, da sprang mein Freund plötzlich davon und meinte, er wolle die Ziehharmonika holen und sie den Soldaten schenken, die da im Garten auf und abgingen und nicht wußten, womit sie die lange Weile totschlagen sollten. Nach kurzer Zeit war er zurück und reichte den alten Klapperkasten über das hohe Gitter hinweg den Verwundeten zu. Die Lamen mit schnellen Schritten angepürsch. Einer erwiderte das Instrument und verneigte sich dankend vor dem Geber. Ein anderer rief: „Durrab, jetzt kommt Musik!“

Dann gingen alle in fast feierlichem Aufzuge — der mit dem Instrument als Respektsperson voraus — zur Mitte des Gartens auf den großen Rasen. Und jetzt ging die Musik auf dem „Schiffesklavier“ los. „Dum Mädchen weine nicht, sei nicht so traurig.“ Und dann „Es braust ein Rut wie Donnerhall...“ abgelöst von „Musikler sind lustige Brüder, haben frohen Mut...“ Die im Garten auf- und abwandellenden Soldaten kamen bald hinzu, auch die, die abseits Schlagball spielten. Die an dem hohen Holzgitter standen und mit Bekannten und Vorübergehenden plauderten, schafften sich langsam hinweg und schlenderten ebenfalls dem musikalischen Mittelpunkt des Gartens zu. Lazarettkünstler, die noch geschlossen waren, öffneten sich plötzlich, wie von Geisterhand auf-

gerissen. Um die Ecke des großen Hauses kam ein Krankenwagen mit einem Schwerverwundeten gefahren. Der Kamerad, der den Wagen schob, hatte Eile, der im Wagen liegende noch mehr. Und beide sangen aus Verbeeskraft: „... sind den Nadeln zu — u — u!“ Alle, alle sangen mit. Seitdem die alte, löcherige Ziehharmonika im Garten war, schien die Sonne noch heller zu leuchten als sonst. Die Spaziergänger lücheln stehen und summten leise die alten schönen Lieder mit. Ein alter Invalide aus der 70er Zeit bekam plötzlich blanke Augen, wirkte den eisgrauen Schmutzbart hoch und erzählte Kriegsanekdoten von damals, als man in Paris einzog. Schließlich machte der Musikant Pause. Auch die Ziehharmonika konnte nicht mehr, auch sie wollte Ruhe haben. Mit liebevoller Sorgsamkeit trugen die Soldaten sie in das Haus, das köstlich schöne Instrument mit dem asphalthischen Basenbalsam und der einen Stimme, die immer leise mitsang wie ein tiefes Echo aus weiter Ferne. Die Spaziergänger gingen weiter und sprachen über die Schönheit der Musik. Einige unter ihnen waren ständige Besucher der Philharmonie, und gerade diese waren enttäuscht, als das Konzert der Feldgrauen vorüber war. Der Spender des Instruments meinte zu mir: „Spiele das Ding nicht wunder-schön?“ Ich mußte ihm stumm die Hand drücken.

**Vermischtes.**

• Das neue Pariser Prinzkleid. Die jüngste Leidenschaft der Pariser Modellsneider ist die wohlbelante Prinzform. Diese Mode wird, wie der „Konfektionär“ berichtet, ununterbrochen und mit allem Eifer für den Winter angekündigt, übrigens aber schon jetzt eingeführt und auch bereits viel getragen. Der Schnitt ist eigentümlich; er geht dahin, daß vorn und hinten ganz flache Bahn geschaffen und alle „Fülle“ seitlich angebracht wird. Auch bei den Hüften herrscht die Neigung vor, nicht vorn, sondern seitlich die Falten anzubringen. Als Typus hierfür wird ein marineblaues Taftkleid genannt, dessen Rock vorn und hinten flach wirkt und dessen Fülle nur seitlich ausfällt. Der Niederteil mit breitem, dunkelblauem Bandaufputz hat Seitenteile, die jäckenartig wirken und somit auch wieder die Neigung zur seitlichen Fülle mitmachen. Kugelstahlknöpfe und ein schwarzer Lacklebergürtel vervollständigen das an sich sehr einfach gehaltene Modell.

• Kriess-Seife. Aus Industrieflecken schreibt man uns: Daß England unsere Industrie vernichten will, weiß heute jeder Deutsche. Daß alle um uns herum liegenden neutralen Staaten für sehr viele Industrie-Hochstoffe ein Ausfuhrverbot erlassen haben, einem Drucke Englands in dieser Richtung folgend, ist nicht allgemein bekannt. Für die Seifen-Industrie erheben sich dadurch große Schwierigkeiten in der Beschaffung gewisser Rohstoffe. Als dieser Industrie der Weltmarkt noch nicht abgeschnitten war, begegnete die Herstellung von Seife keinerlei Schwierigkeiten. Wurde durch Missetaten an irgend einem Punkte der Welt der eine Rohstoff knapp, so kam bald ein Ausgleich aus einem anderen Lande. Heute ist nicht nur alles knapp, sondern die meisten früher gebrauchten Öle und Fette sind fast gar nicht mehr und dann auch nur in sehr geringen Mengen zu ungewöhnlich hohen Preisen zu haben. Wir haben schon lange Kriegs-Vrot, und Ehren-Grey würde sich wundern, wenn er sehen könnte, wie gut es uns bekommt. Wir bekommen bald auch Kriegs-Seife, über welche die Hausfrau sich ebenso leicht hinwegsetzen wird wie über das Kriegs-Vrot. Sie darf eben nicht vergessen, daß sie im Kriege nicht dasselbe von der Seife verlangen darf wie im Frieden. Die Seife muß weicher werden als früher. Sie kann auch nicht mehr die gewohnte schöne Farbe haben. Sie muß auch teurer werden, denn nachdem jetzt auch noch Holland ein Ausfuhrverbot für Fette und Öle erließ, wird die Zufuhr immer knapper. Die deutsche Seifen-Industrie wird sich aber auch hier zu helfen wissen, wenn die deutsche Hausfrau ihre bisherigen Ansprüche an Farbe und Härte der Seife etwas zurückschraubt. Eine weiche Kernseife kann denselben Waschwert haben wie eine ganz harte. Und aus den Waschwert kommt es im Kriege nur an. Auch eine dunklere Farbe der Seife beeinträchtigt keinesfalls den Waschwert. Trifft also die Hausfrau bei ihrer gewohnten Seife auf ein abweichendes Aussehen, so denke sie an Kriegs-Vrot und Schilfengräben. Dann wird sich der gute Wille, auch mit Kriegs-Seife fertig zu werden, schon von selbst einstellen. Die deutsche Seifen-Industrie wird aber auch auf diesem Wege den Herren Engländern und ihren Kultur-Bundesgenossen nicht verraten, wie nach ihrer Ueberzeugung das deutsche Volk auch in Bezug auf Seifen-Versorgung beruhigt sein kann.

• Die Garderobenfrau im Dienste des Vaterlandes. Uns wird geschrieben: Belausche ich da kürzlich folgenden Gespräch zwischen zwei Garderobenfrauen: „Ich habe noch zwei Beinharnische.“ — „Was machst du denn damit?“ — „Die lege ich mir zurück. Man kann nicht wissen, was für eine Zeit kommt.“ — „Du, gib mir die Goldstücke, ich gebe Dir für jedes 20 Bg. extra.“ — „Dah ich so dumm wäre! Was willst Du denn mit dem Gold?“ — „Das will ich jemandem geben, der mir sehr lieb ist!“ — „Sooo? Na, gib mir für jedes Stück 50 Bg.“ — „Hier hast Du zwei Beinharnische und eine Mark extra.“ — „Du, wenn willst Du denn die beiden Stücke geben?“ — „Die bringe ich morgen zur Sparkasse. Vene, das Vaterland braucht Gold!“

**Büchertisch.**

— Kunstwissenschaft. Die Bücherlein der Stadt Magdeburg haben kürzlich eine sehr interessante Statistik veröffentlicht. Es hat sich herausgestellt, daß während des Kriegesjahres 266 192 Personen die Magdeburger Bibliotheken besucht haben; 301 708 waren es im Vorjahre. Es wurden 506 242 Bände (gegen 581 586 im Vorjahre) ausgeliehen. Diese bewundernswerten Ziffern sprechen dafür, daß der deutsche Geist auch im Weltkrieg ruhig seine Bahn nimmt. In solchem Sinne möchte nun das neueste Heft des „Kunstfreund“, der Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde (H. O. Troitzsch, Berlin-Schöneberg), ein weiteres Zeugnis sein. Es bringt in knapp umrissenen Aufsätzen einen Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der modernen Kunstwissenschaft. Die besten Sachkennner legen ihre Ansicht: Emil Waldmann, der Direktor der Bremer Kunsthalle, Wilhelm Hausenstein, Karl Scheffler, Professor Max Dessior, der Psychologe Max Dert, Professor Georg Simmel und der Ingenieur Dr. Walter Curt Behrendt. Mit Recht weist Robert Breuer in einigen einleitenden Worten darauf hin, daß naive Freunde der Kunst vielleicht ein Vergerniß an solcher professoralen Analyse nehmen könnten, daß aber schließlich die Kunstwissenschaft und ihre Historiker, Psychologen, Philosophen und Soziologen immerhin etlichen Nutzen schaffen können, und wenn es auch nur der ist, einen Ziv'el des Begehrenisses zu lästern, und so jeden Einzelnen dem Genießen der Kunst näherzubringen. Man darf sagen, daß das neue Kunstfreund-Heft einiges von solcher Aufgabe leistet. Und daß solche abstrakte Arbeit geschieht, während Europas Feuerschlände dröhnen, lobe Deutschland.

— Das Juliheft der Münchner Kunstzeitschrift „Die Kunst“ (H. Bruckmann N.-G., München) zeichnet sich durch außerordentlich reiche Abwechslung im Inhalt aus, durch welche dieses Heft einen ganz besonderen Reiz gewinnt. Wir nennen den mit einer prächtigen Farbentafel „Engweber bei Vestagheim“ geschmückten Aufsatz über Gustav Schöndeleber, den Karlsruher Meister der Landschaftsmalerei. Als Plafiter von Kaffe und Eigenart zeigt sich uns der Nahre Jan Sturja. Weiter werden uns Max Levogts Bilder aus Aegypten, mit deren Anlauf der Dresdener Galerie ein glücklicher Griff gelungen ist, gezeigt. Ueberraschend ist es, die vorzüglich gelungene Schwarz-Weiß-Bildergabe dieser durchaus impressionistischen Materie zu beobachten. Donors Daumiers weltberühmte politische Karicaturen erleben hier ihre Uebersetzung aus dem heute nur noch sehr wenigen zugänglichen Charivari. Der Architekturaufsatz über ein Landhaus von Otto Niemerschmid zeigt uns die Reize der Chiemseelandschaft, in welche dieser den Landhauscharakter vorzüglich betonende Bau hineingesetzt ist. Entzückend in ihrer Feinheit sind die Stickereien und Spitzen aus den Spitzen-schulen der Fürstin von Vlech in Pirchberg, und diesen an Feinheit und Zartheit zu vergleichen, die auf farbige Seidenstoffe angelegten Scherenschnitte von Rolf Winkler. Zum Schluß mahnen uns die Grabmalentwürfe für gefallene Krieger, sowie die für das durch den Krieg verwüstete Ostpreußen gestifteten Gaud-einrichtungen an den Ernst der Zeit.

— Kronen-Bücher, Band 10. „Treue“, Roman von Margarete Böhme. (Kronen-Verlag, G. m. b. H., Berlin SW. 68, Preis 1 Mk.) — In diesem neuesten Bande der „Kronen-Bücher“ schildert Margarete Böhme etwas, was zwar nicht eng mit der von Kriegsgelicht und Kanonendonner erfüllten Gegenwart zusammenhängt, was aber trotzdem den Grundton bildet für die große Zeit, in der wir leben. Die wundervolle heilige Treue nämlich, mit der deutsche Männer und Frauen unbeirrt von selbstlichen Interessen den geraden Weg ihrer Pflicht gehen! Sie schildert sie an den Schicksalen der schönen Gastwirtin und ihrer feinen, lebenswerten Tochter, schildert sie im Leben des alten Seifenfabrikanten Korjaar und in seinen Kindern, schildert sie in jener Gegend, die uns Deutschen wohl allen die Liebste ist, am blühenden Rheinstrom, wo in kennebdurchglähten Aushaunmlauben, auf Bergen und Dängen sich die Bäden dieses anmutigen Werkes verschlingen und entrollen.

**Zahlenrätsel.**

- 1 9 4 8 Zimmergerät.
- 2 6 8 2 4 Flüssigkeit.
- 2 1 8 8 4 Gewicht.
- 1 5 6 8 Germanischer Gott.
- 3 10 7 4 8 Gegenstandsgegenstand.
- 4 7 7 4 Adergerät.
- 5 4 7 4 8 Eine Waffe.
- 6 1 7 4 Herrschertitel.
- 6 7 4 11 Ein Tier.
- 7 1 2 4 8 Ein deutscher Volksstamm.
- 4 6 2 4 11 Männlicher Vorname.
- 8 10 4 12 6 Völblicher Name.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen eines berühmten Seehelden. (Aussl. in nächster Nr.)

Auflösung des Silberrätsels in voriger Nummer:  
 Sauerland — Ceder — Huelon — Edternach — Fichte —  
 Fenck — Kifack — Lanzo; Schessel, Eckehard.